Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 35 (1993)

Artikel: Die Bündner Studentenländlerkapelle Bern

Autor: Brunner, Heinz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bündner Studentenländlerkapelle Bern

Erinnerungen von Heinz Brunner

Im Herbst 1934 hing an der «schwarzen Tafel» der Universität Bern eine Notiz: 2 Studenten mit Klarinette sowie Klavier/Geige suchen Handörgeler und Bassisten zur Gründung einer Studentenländlerkapelle. Wir zwei Studenten hatten in der gleichen Klasse das Gymnasium in Chur besucht, dann zwei Semester Medizin in Zürich absolviert und waren anschliessend nach Bern disloziert. Wir hatten in Chur zusammen etwas volkstümliche Musik gespielt und hofften auf ein entsprechendes Echo. Dieses blieb mit zwei raschen Antworten nicht aus. Glücklicherweise meldeten sich ausgerechnet ein Schwyzerörgelispieler aus Davos und ein Bassist aus Bern, der daneben ausgezeichnet Posaune blies und bestens Klavier spielte. Der erste der beiden hatte ein abgeschlossenes Ingenieurstudium hinter sich und besuchte jetzt die juristische Abteilung der Universität Bern, weil er Patentanwalt werden wollte, der zweite studierte ebenfalls Medizin im gleichen Semester.

Die erste Hürde war damit schon genommen: Christian Meisser aus Davos als Schwyzerörgeler, Albert Kuoni aus Ragaz als Klavierbegleiter, Leon Nencky aus Bern als Bassist, Heinz Brunner aus Chur als Klarinettist. Rasch kam ein erstes Zusammentreffen auf dem Ingenieurbüro von Hitsch Meisser zusammen, selbstverständlich mit Instrumenten. Nach kurzer Begrüssung ringsum wurden diese ausgepackt und genau gestimmt. Den Vorschlag, gleich ein Stück in Tempo und Tonart festzulegen und zu starten, begrüssten alle. Ich spielte ein wunderschönes, ruhiges Stück von Luzi Brüesch, Kuoni kannte es schon, und die andern zwei legten eine Begleitung vor, wie wenn sie nie etwas anderes getan hätten. Kaum war das Stück zu Ende gespielt, lachten wir Studiosi aus vollem Halse und die «Studentenländlerkapelle Bern» stand auf ihren acht Beinen.

Zum Glück waren wir vier der völlig einhelligen Ansicht, dass unsere Volksmusik urchig sein müsse, sauber und fehlerfrei gespielt mit rassigen Stücken und befreit von all dem Schnick-Schnack, der mit Saxophon, Foxtrott, Slow-Fox unsere heimtlichen Klänge auszurotten begonnen hatte. Mit dieser Einstellung wurde uns freilich der baldige Untergang prophezeit. Tatsächlich wurde der Ruf nach dem Saxophon so häufig an uns herangetragen, das der Klarinettist für 3 Monate ein Saxophon mietete und auf diesem übte. In obig angetönter Situation konnte ich nachher mit gutem Gewissen vermelden: ich kann zwar Saxophon spielen, aber es passt so schlecht in unsere Ländlermusik, dass ich es nicht spielen werde. Diese konsequente Haltung, zusammen mit einem Repertoire von vielen hundert Stücken, durchgefeilt und ausgeschliffen mit grossem Eifer und Spass dazu, legte wohl den Grundstein zu unseren völlig unerwarteten Erfolgen.

Unser Quartett übte nur wenige Male im privaten Kreis und strich alle zweitklassigen Stücke von der Programmliste. Dann verlegten wir die Proberei für unsere Ländlermusik auf das Land. Hitsch Meisser besass ein Auto, und wir fuhren abends überland, bis uns irgendwo ein «Bären» oder eine «alte Post» gefiel. Mit der Unbekümmertheit der Jugend schleppten wir unsere Instrumente in die Wirtsstube, setz-

Ein Trio der SLB auf Besuch beim Trio Beni Niggli aus Chur.

ten uns in den Winkel beim Klavier und spielten. Meist liess der Wirt bald die Fenster öffnen und nach wenig Stücken füllte sich die Gaststube mit Zuhörern und noch mehr mit Pärchen, die einem Tanz nicht abgeneigt waren. Wir spielten Tanz um Tanz, besprachen ganz kurz, was sich verbessern liesse, hier ein Forte, dort einen Triller oder ein Bassgeigensolo, im Trio eine zweite Stimme vom Schwyzerörgeli und schon ertönte die nächste Polka. So um 11 Uhr spielten wir «die drei Letzten». Die Instrumente wurden verpackt, während die Serviertochter inzwischen meistens für uns vier Musiker ein respektables Nachtessen auftischte. Beim Abschied vergass der Gastwirt selten, uns «auf bald» wieder einzuladen. Nicht ein einzigesmal wurden wir weggewiesen oder verächtlich behandelt, denn die Konservenmusik war damals noch keine Konkurrenz für junge Leute, die zum Plausch Ländlermusik spielten.

Es mag an der Zeit sein, die Musikanten vorzustellen. Beginnen wir mit Albert Kuoni, der unsere Kapelle zuerst wieder verliess. Sein Vater war Sekundarlehrer, gab daneben Klavierstunden und dirigierte verschiedene Chöre. Als der Sohn Albert die Kantonsschule besuchte, wurde er gleich in zwei Musikarten unterrichtet: Geige und Klavier. Der Lehrer, Dir. Schweri, wies ihn aber als Klavierschüler bald wieder ab, weil er doch nur spiele, wenn es ihm passe und sich nicht an die Noten halten wolle. Genau das gab seinem späteren Ländlermusikstyl den besonderen Reiz. Er spielte schon in der Kantonsschule ausgezeichnete Tanzmusik auf dem Klavier (Jazz) und erntete damit bei den Kameraden viel Bewunderung und Anerkennung. Dazu verfügte er über das absolute Gehör, was unsere Kapelle von vorneherein davor bewahrte, mit schlecht gestimmten Instrumenten zu musizieren. Er war daneben ein

ausgezeichneter Sänger. Allerdings profitierten wir von seinem langjährigen Geigenunterricht nur, wenn es darum ging, eine Polonaise anzuführen: dann marschierte er gerne mit seinem Instrument und Doppelgriffen voraus. Leider hatte er im Studium wenig Ausdauer und wandte sich nach dem zweiten Jahr einer kaufmännischen Arbeit zu. Diese trug im soviel ein, dass er punkto Einnahmen wahrscheinlich alle seine studierten Klassenkameraden übertraf. Auf alle Fälle machte es ihm sichtlich Spass, zur 50 Jahre Maturfeier alle Mitschüler in den «Hof Ragaz» als seine Gäste einzuladen.

*

Einige Jahre älter als seine drei Mitspieler war Christian Meisser aus Davos, wie üblich Hitsch genannt. Sein Vater betrieb eine schöne Landwirtschaft und war entsetzt, als es sich herausstellte, dass der Sohn dafür nicht das geringste Verständnis aufbrachte. Dieser musste sogar nach Pontresina zu einer Tante zum Schulbesuch. Dort wurde nur Winterschule gehalten, und so war Hitsch im Sommer schulfrei, was soviel hiess, wie beim Vater Knecht spielen zu dürfen. Dies war aber ein blühender Unsinn, denn der Junge war mit verkrüppeltem Mittel- und Ringfinger auf die Welt gekommen und zwar an der rechten Hand. Die Melkmaschine war damals noch nicht erfunden! Hitsch war ein recht verschlossener Mann, und über seine musikalische Laufbahn orientierte mich einer seiner Schulkameraden. Dies war Christian Dicht. Sie beide übten und spielten auf einer achtbässigen Harmonika. Wie war das möglich, wenn der eine an der rechten Hand nur drei Finger brauchen konnte? Sehr einfach für einen Burschen mit der Hartnäckigkeit und Zähigkeit eines Hitsch Meisser. Er drehte sein Instrument so um, dass rechts die paar Basstöne zu greifen waren und links die vielen Melodieknöpfe. Bei einem Herrn Honegger bekam er einige wenige Handorgelstunden und der Lehrer beteuerte, dies sei sein einziger Schüler gewesen, der in einer einzigen Stunde als Anfänger ein vierteiliges Stück fehlerfrei spielen lernte. Von den zwei Kameraden spielte Hitsch mit sieben Fingern sehr bald besser, als der Hitsch mit beiden Händen. Daraufhin lernte letzterer Klarinette spielen. Die beiden Burschen trieben einen gewissen Pacinka auf als Bassgeiger, und das Ländlertrio war beisammen. Damals sei es nicht nur in Davos, sondern im ganzen Kanton Graubünden ein jugendfreundlicher Brauch gewesen, dass am Sonntag in vielen grösseren Wirtsstuben eine Ländlerkapelle zum Tanz aufgespielt habe. Dies machte sich das Trio zu Nutzen: sie spielten jeden Sonntag im Restaurant «Brauerei» in Davos und bekamen jeder 10 Franken pro Nachmittag. Das war damals viel Geld. Als in den zwanziger Jahren endlich das Auto- und Motorradverbot aufgehoben wurde, wollte der technisch interessierte Bauernsohn ein Motorrad kaufen. Der Vater war entsetzt und verweigerte jeden Rappen als Zuschuss. Da kaufte der Junge das Töff eben allein aus dem selbstverdienten Geld. 1926 wurde für den ganzen Kanton die Tanzerei am Sonntag Nachmittag nur noch mit obrigkeitlicher Zustimmung erlaubt, und der schöne Verdienst wäre zu Ende gewesen, wenn Hitsch Meisser in Davos geblieben wäre. Zu dieser Zeit wechselte er sein Domizil, weil er in Zürich an der ETH Ingenieur studieren wollte und dieses Studium mit dem dipl. Ing. abschloss. Anschliessend wandte er sich an die juristische Fakultät nach Bern, um mit der Erlangung des Dr. iur. seinen Traumberuf als Patentanwalt aufnehmen zu können. Wohl kaum wegen der beiden akademischen Titel, sondern wegen seiner Zähigkeit in der Verfolgung eines gesteckten Zieles und seiner konsequenten Intelligenz erhielt er nach Abschluss seiner Studien umgehend den entsprechenden Arbeitsplatz bei der Fa. Sulzer in Winterthur. Ein äusserst grausames Schicksal machte dem allerdings nach kurzer Zeit ein jähes Ende.

Hitsch Meisser war von einer persönlichen Unerschrockenheit, die die Grenzen des Tollkühnen oft überschritt. Es war für ihn selbstverständlich, dass er sich in der Jugend in Davos dem Skispringen zugewandt hatte. Er wurde in kurzer Zeit Sprungschanzenchef im eidgenössischen Skiverband, was wir von dem verschlossenen Musikanten nie erfahren hät-

ten, wenn er nicht einigemal von einer Freinacht weg auf den ersten Zug hätte eilen müssen, um irgendwo in der Schweiz als dipl. Ing. die entsprechende Sprungschanze zu beurteilen, bevor diese zur Sprungkonkurrenz zugelassen werden durfte. Mit einigen Freunden aus dem Alpenklub reiste er ins Atlasgebirge in Nordafrika, wo er an mehreren Erstbesteigungen beteiligt war. Dabei kam es ihm sehr zustatten, dass er seine zwei Finger der rechten Hand zu stahlharten Klammern trainiert hatte, sodass es ihm möglich war, sein ganzes Körpergewicht daran in die Höhe zu ziehen. Einmal erbat sich Hitsch von einem Bekannten ein Faltboot, um eine erste Fahrt zu pröbeln. Er liess sich die Zusammensetzung des Bootes kurz erklären und fuhr dann per Bahn nach Thun, wo er das Boot zur Aare trug. Während er damit beschäftigt war, «sein» Boot instruktionsgemäss zusammenzusetzen, kam ein Spaziergänger vorbei, der ihn in ein Gespräch verwickelte. Ein Wort gab das andere und der Wanderer war hoch erfreut, als er zur Faltbootfahrt nach Bern eingeladen wurde und keine Ahnung hatte, dass sein Gastgeber ebenfalls zum erstenmal in einem Faltboot sass!

In unserer Ländlermusik war Hitsch ein erstklassiger Begleiter. Von seiner 8bässigen Handorgel war er auf ein erstklassiges, 24-bässiges Schwyzerörgeli umgestiegen. Sonderbarerweise hatte er am Melodiespiel keinen Spass, sondern nur am Begleiten. Hier aber brachte er es zu wirklicher Meisterschaft. Müde wurde er überhaupt nie und spielte am Schluss einer Freinacht genau so frisch wie beim Eröffnungsmarsch. Sehr oft spielte er zweite Stimmen zum Klarinettspiel, allerdings nur solange, bis wir einen zweiten Klarinettler zur Verfügung hatten. Seine eigenartige Begleittechnik wurde wegen unserer Grammophonplatten in der ganzen Schweiz immer wieder gehört – jedoch ausser vielleicht von seinem Verehrer Jürg Kuhn in Bern (welcher Zufall: von Beruf ebenfalls Patentanwalt) von niemandem auch nur annähernd erreicht. Daran waren die beiden fehlenden Finger schuld. Weil Hitsch sein Schwyzerörgeli verkehrt auf den Knien halten musste, konnte er mit dem Daumen das Luftloch nicht erreichen. Fehlte dem Örgeli Luft, so zog oder drückte er es mit verstärkter Kraft. Dies ergab verstärkte Töne, die ihrerseits die ausserordentlichen Begleiteffekte ausmachten, die zwar jedem Örgeler ins Ohr stachen und die niemand nachmachen konnte, weil ihm die Ursache nicht bekannt war.

Ausgerechnet der Bassgeiger Leon unserer Kapelle überragte an musikalischem Talent seine Mitspieler haushoch. Sein Grossvater war aus Polen an die Universität Bern berufen worden, wo er den medizinischen Lehrstuhl für Physiologie inne hatte. Der Vater heiratete eine Sumiswalderin, die nun eben Nencky (sprich: Nenski) hiess, hatte aber ein ausgezeichnetes Talent als Sänger. Dieses hatte er von einer Tante grossmütterlicherseits geerbt, die eine berühmte Sängerin war und seinerzeit mit Johannes Brahms musiziert hatte. Dieser Ehe Nencky-Müller entsprossen 3 Mädchen und 2 Buben. Mit 44 Jahren wurde der Vater, ein bekannter Landarzt, 1918 von der Grippe dahingerafft. Wegen der Ausbildung der Kinder sah sich die Mutter gezwungen, nach Bern zu ziehen. Mit Ausnahme des Bruders bekamen alle neigungsgemäss Musikunterricht. Unser Leon begann mit 10 Jahren bei Herrn Girsberger mit Klavierstunden und nahm im Gymnasium zusätzlich einige Stunden Bassgeigenunterricht. So nebenbei begann er Posaune zu spielen, lernte Harmonielehre und Kontrapunkt und komponierte ad hoc Musik zum eigenen Spass. Sein Lied: «Sechse kommen durch die ganze Welt» wurde im Pfadiliederbüchlein verewigt. Als er unsern Anschlag in der Uni wegen der Ländlerkapelle las, war er schon Mitglied der «New Academiens Dance Band». Trotzdem meldete er sich bei uns als Bassist. Die Frage: Ländlermusik oder Jazz entschied sich von der finanziellen Seite her, wenigstens zum Teil, denn unsere Kapelle war schon nach kurzer Zeit für ordentliche Einnahmen gut. Als Bassist spielte er mit ausserordentlicher Souveränität und steuerte ohne weiteres auf der Bassgeige eigentliche Melodieteile bei. Dabei zeigte er stets eine ansteckend fröhliche Miene. Jazzteile vermied er völ-

lig und spielte nie Schlagbass (die Saiten zu zupfen, statt mit dem Bogen zu streichen), trotzdem er denselben ausgezeichnet beherrschte. Hingegen machte es ihm Spass, statt die mitternächtliche Essenspause zweckentsprechend zu geniessen, sich ans Klavier zu setzen. Dann fragte er ins Publikum, welches Lied oder Tonstück er verjazzen solle. Kamen dann ein paar Vorschläge, so gab er zurück, zuerst werde er das Stück so spielen, dass es nur anklangsweise hervortrete und erst auf den Zuruf «jetzt» lasse er es langsam erkennbar werden. Dies erntete meist grosses Gelächter, aber sein Spiel begann schon. Weder die Melodie noch das passende Tempo waren zu hören, nicht einmal andeutungsweise. Dann rief der erste: «Jetzt», und ganz behutsam wurde Tonart, Tempo und Improvisation etwas verschoben, die Musikalischen ahnten, wie es weiter gehen könnte, und langsam kam das gewünschte Stück aus dem Klavier, um dann klar und in recht hartem Jazz auszuklingen.

Leon Nencky und ich standen im gleichen Semester und schlossen das Studium gleichzeitig ab. Er bildete sich zum Dermatologen aus und zog dann für 3 Jahre als Privatassistent nach Zürich, wo er nebenbei 6 Semester Orgel studierte, daneben Harmonielehre und Kontrapunkt, Musikgeschichte und Formenlehre. 1950 schloss er in 2 von diesen Fächern offiziell am Konservatorium ab. Zwei Jahre später eröffnete er eine eigene Praxis als Dermatologe und gleichzeitig als Phlebologe. Wieder zwei Jahre später begann er ein Trompetenstudium mit Fachrichtung Bachtrompete und spielte im Berner Kammerorchester mit. Später sattelte er auf das sehr schwierige Horn um und nimmt heute noch Unterricht auf diesem Instrument. Diese wirklich beeindruckende Laufbahnschilderung als «Laienmusiker» endet mit folgenden Sätzen: «Der Ländlermusik bin ich treu geblieben. Mit meinen Freunden spiele ich Bassgeige und Horn, wobei mir die Begabung zur Improvisation zu gute kommet: 3. Stimme, gelegentlich auch Solo.» In aller Bescheidenheit möchte ich hinzufügen, dass Leon Nencky neben den 8 Instrumenten, die er alle zur Orchesterreife führte, noch tadellos Schwyzerörgelibegleitung spielte, wovon noch zu hören sein wird.

Eine seiner Schwestern atmete zu dieser Zeit Bündnerluft. Sie lebte als Hausdame bei Herrn Robert Planta in Fürstenau, wo sie mit sehr vielen interessanten Leuten bekannt wurde. Sie erfreute sich grosser Beliebtheit, nicht zuletzt wegen ihres tadellosen Klavierspiels.

*

Meine eigene musikalische Laufbahn verlief in zwei Kanälen. Der erste betraf Klavierunterricht, zuerst bei meiner Mutter und in den oberen Primarklassen bei Frau Attenhofer-Zappa, als Kantonsschüler bei Prof. Deutsch. Der Erfolg lag ganz knapp über Null. Der zweite Kanal war der Blaserei vorbehalten. Am Andreasmarkt in Chur fand sich jeweils seitlich des Postgebäudes ein 35-Rappen-Stand. Dort erstand ich mir als Schulbub nach langem Besinnen wegen des hohen Preises eine Blechflöte für eben 35 Rappen, mit 7 Löchern und einem Holzzäpfchen als Mundstück. Die Töne stimmten recht gut und mit genau dem Feuereifer, den ich beim Klavierüben so sträflich vernachlässigt habe, spielte ich auf dem simpeln Blechröhrli. Meinem Götti schien dies zu gefallen, und er schenkte mir ein tadelloses Piccolo mit ca. 7 Klappen. Auch dieses fand meine Begeisterung und meinen Eifer. Der Götti besorgte mir etwa zwei Jahre später zu Weihnachten eine veritable Klarinette. Im Nachbarhaus wohnte ein Feinmechaniker aus Österreich namens Bauer, der ein recht guter Klarinettist war und sich mit mir als seinem Schüler eine Riesenmühe gab. Dies dankte ich ihm mit fleissigem Üben, und noch während der Kantonsschulzeit schleppte er mich als zweiten Klarinettisten ins Churer Stadtorchester. Dort war ich wenigstens so vorsichtig, dass ich in all den Partien, die an der Obergrenze meines jeweiligen Könnens standen, mich eines ganz besonders feinen Pianissimos befleissigte. Im Welschdörfli lernte ich den Volksmusiker Krättli kennen, der sich freute, in einem Kantonsschüler einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. Vom Klavier her konnte ich No-

ten lesen und schreiben in einem Tempo, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre. So schrieb ich bei Krättli meine ersten Ländlertänze ab in wildem Durcheinander mit schnulzigen Schlagern und Militärmärschen. Unter den ersten 10 Stücken befand sich der wunderschöne Walzer «Abend am Vierwaldstättersee» von Kasi Geisser, mit welchem Stück die Studentenländlerkapelle Bern die 1930 meistverkaufte Grammophonplatte bespielte.

Mein leuchtendes Vorbild der Ländlermusik stellte die Kapelle von Luzi Brüesch, Chur-Araschgen, dar. Zwei Klarinetten in der tiefen A-Stimmung, Hans Fischer als ausgezeichneter Begleiter mit einer grossen Orgel und ein guter Bassgeiger. Es hatte damals in Chur verschiedene gute Ländlermusiker, z. B. H. Marschall, Steccanella oder der alte Zweifel, aber auch Jonny Juon oder Beni Niggli, mit denen ich bald in Kontakt stand. Mein erster Auftritt als Kantonsschüler in Chur genügte wahrscheinlich nur ganz bescheidenen Ansprüchen. Auftraggeber war der Männerchor Flügelrad. Als Begleiter wirkten Albert Kuoni am Klavier und dazu ein völlig ungenügender Harmonikaspieler. Wir mussten tüchtig üben und strichen dann mit hohlem Kreuz Fr. 9.– Gage für die halbe Nacht pro Spieler ein. In der 7. Klasse besuchte ich freiwillig nochmals Musiktheorie bei Prof. Deutsch, die ich (als Obligatorium) in der 1. Klasse besucht hatte. Diese Unterrichtsstunde wurde von 13 Uhr bis 14 Uhr zelebriert, was mir zum weiten Nachhauseweg keineswegs passte. Trotzdem lohnte sich der Besuch, denn je besser meine Begleiter wurden, desto beschlagener musste ich in Musiktheorie sein.

*

Nach der Matura begann mein Medizinstudium in Zürich mit 48 belegten Stunden pro Woche. Zum Üben blieb keine Zeit. Ausser wenigen Tanzanlässen, die ich für Studienkollegen spielte, schlief meine Klarinette im Etui. Der Studentengesangverein verfügte zwar über eine Ländlerkapelle mit Gregori aus Chur als Bassisten. Da mein Vater Mitbegründer der Verbindung «Neu-Zofingia» war, wünschte er, dass ich entweder dort oder nirgends aktiv werden sollte. Es blieb bei dem nirgends. Auf die ersten beiden Semester folgte das erste Examen und die Rekrutenschule. Dort traf ich einen Korporal als recht guten Handorgelbegleiter. Wir spielten soviel als möglich, und das Manko aus den zwei Semestern war bald wieder ausgeglichen. Im Herbst zog ich nach Bern an die Universität und gleichzeitig ans Konservatorium als Klarinettenschüler bei Herrn Tautenhahn. Dann suchten Albert Kuoni und ich am schwarzen Brett der Uni zwei Ländlerbegleiter, die prompt auftauchten. Studium und Hobby vertrugen sich ausgezeichnet, und in Zweifelsfällen musste Frau Musica unhöflicherweise den Herren Hypokrates und Galenus den Vortritt lassen.

Für mich begann eine intensive Suche nach Ländlertänzen. Mit einigen Hundert verfügte ich damals schon über ein ordentliches Repertoir, das sich in jenen Jahren rasch vergrösserte. Viele Noten ergatterte ich in der «Genferstube» in Bern, wo damals ganzjährig jeden Monat eine Berufskapelle die andere ablöste. Vom Radio konnte ich langsam gespielte Polkas direkt abhören und aufschreiben und später bekam ich nicht zu selten Stücke von Radiofans unserer Kapelle zugeschickt. Einen grossen Zuwachs konnte ich mit einer sonderbaren Wette verbuchen. In der «Genferstube» setzte sich ein junger Bursche zu mir und sagte ganz unvermutet: «So gut wie Ihr spiele ich auch Klarinette.» Ich lachte und meinte, meine Stärke sei nicht das Gehör, sondern das Notenlesen. Mein Gegenpart behauptete von sich dasselbe und schlug mir kurzerhand vor, wir sollten eine Konkurrenz austragen. Jeder bringe Noten daher, die der andere spielen müsse, dann sei der Fall bald klar. Ich gab sofort meine Zustimmung unter der Bedingung, dass der Verlierer dem andern für 12 Stunden alle seine Noten zur Verfügung stellen müsse. Mein Konkurrent brachte einige schwierige Stücke mit, alle in B-Tonarten geschrieben, weil er lieber Kreuztonarten spielte. Bei mir war das Gegenteil der Fall, und nach dem zweiten Stück erklärte er sich als geschlagen. Ich verduftete mit seinem ganzen Bündel Noten und schrieb die

Die SLB, als Bassgeiger hilft Luzi Bergamin aus.

ganze Nacht Ländlertänze ab, unter welchen sich erstklassige Stücke fanden.

Dann ergab sich für unsere neue Kapelle das erste Engagement. Via Bündner Männerchor Bern hatten wir ausgezeichnete Beziehungen zum Hotel «Schweizerhof». Dies brachte uns die Anfrage ein, an einem feudalen Mittagessen des Jagdvereins Bern Tafelmusik zu spielen. Es liegt auf der Hand, dass es zehnmal schwieriger ist, Tafelmusik zu spielen, als Tanzmusik. Bei ersterer ist das oberste Gebot: nicht stören! Dazu befasst sich ein blosser Zuhörer mit der Musik und ein Tänzer mit seiner Partnerin. Nach kurzer Diskussion stimmten wir zu, überlegten uns das Programm, in welchem auf alle Fälle verschiedene Volkslieder vorkommen mussten, und übten exakt. Bei dem Anlass spielten wir sehr zurückhaltend, bis das festliche Essen aufgetragen wurde, dem wir etwas weniger zurückhaltend zusprachen. Als der Präsident das Wort ergreifen wollte, bat er uns um einen Tusch, der uns kläglich daneben geriet und dafür schallendes Gelächter einbrachte. Wenig später folgte der erste Ball. Wir waren noch wenig bekannt und freuten uns, vom Komité des akademischen Balles angefragt zu werden, ob wir den «Bierkeller» übernehmen würden. Die Bälle fanden im Kursaal statt mit 3 oder 4 Jazzkapellen in verschiedenen Sälen und mit Ländlermusik im Keller. Dieser war gross und wies statt Stühlen kleine Fässchen auf, die Akustik schien gut. Wir spielten unsern Eröffnungsmarsch erst um 21 Uhr und erfreuten uns regen Besuches. Dieser betraf keineswegs die Musik, sondern die Studenten aller Fakultäten wollten ihre musizierenden Mitstudenten und deren etwas ausgefallenes Hobby besichtigen. Zu unserer grössten Freude blieben aber sehr viele zum Tanzen gleich bei uns. Wir spielten viele Tänze mit Jodelliedern oder Märsche mit bekannten Texten, und der halbe Saal sang mit. Es freute uns besonders, dass die als primitiv geltende Musik bei diesem wirklich nicht primitiven Publikum so ausgezeichnet ankam. Bei allen folgenden Unibällen waren wir dabei und erleb-

ten meist die Genugtuung, dass der Bierkeller auf den letzten Platz besetzt war, wenn wir erst die Instrumente stimmten.

Apropos Bier: Wir Musikanten waren übereinstimmend der Ansicht, dass Alkoholgenuss auf die Qualität der Musik schlecht wirke. So blieben wir eben abstinent mit Ausnahme der letzten Stunde, ob diese nun um 23 Uhr begann oder um 3 Uhr. Dies war für uns nur ein kleines Opfer, und auch in der letzten Stunde gaben wir der Brauerei wenig zu verdienen. Eine einzige Ausnahme haben wir gemacht: Einmal kam ein Professor der Universität zu uns ans Giigerbänkli, brachte Champagner mit und wollte mit uns anstossen, was mit leisem Schmunzeln und lautem Dank angenommen wurde.

Erstaunt waren wir, dass im Welschland (La Chaux-de-Fonds) die Ländlermusik ausgezeichnet angenommen wurde. Zweitausend Gäste, die meisten jung, in einem Riesensaal tanzten unaufhörlich und freuten sich über unsere musikalischen Spässe. Auf einem Ball mit dem Bündnerverein Basel gesellte sich Dr. Brunies als Mitspieler zu uns, der sich um die Erhaltung der Melodien des blinden Fränzli Waser aus dem Unterengadin grosse Verdienste erworben hat. An diesem Ball in Basel vergassen wir natürlich nicht, dass früher oft Luzi Brüesch, unser Vorbild, beim BV Basel aufgespielt hatte.

Die Studentenländlerkapelle und Radio Bern

Das Titelblatt der «Schweizer Radioillustrierten» vom 20. Juli 1935 zierte eine Grossaufnahme unserer Kapelle und im Textteil gelangten die vier Musikanten und ihr «Zivilleben» wort- und bilderreich zur Darstellung. Der begleitende Text liess nicht die geringsten Zweifel offen, worum es uns ging: die schöne, einheimische Volksmusik zu pflegen und die Ländlermusik von all dem faulen Zauber zu befreien, der ihr immer häufiger angehängt wurde. Die erwähnte Zeitung machte uns in der ganzen deutschen Schweiz bekannt, zu einem bescheidenen Teil auch verhasst. Dieser Bekanntheitsgrad stieg rasch, weil wir immer wieder von Radio Bern zu ganzen Programmen aufgeboten wurden. Dies lag nur zum Teil an unseren mit grosser Sorgfalt ausgesuchten Stücken. Zum andern Teil ergaben wir für den Radiobetrieb ausgezeichnete Partner, indem wir ganz kurzfristig einspringen konnten, wenn eine andere Ländlersendung ausfiel. Innert einem Tag stellten wir ein Programm auf, übten dasselbe, kamen pünktlich ins Studio und spielten genau die 24 Minuten, die ausgefallen wären. Dem damaligen Direktor, Dr. Schenker, passte diese Alternative ins Programm (im genauen Wortsinn!), und er blieb uns gegenüber stets ausgesprochen freundlich und zuvorkommend. Oft besorgte er uns zwei Sendungen nacheinander. Die erste ging life über Beromünster, und nachher folgte eine zweite für den Kurzwellendienst. Diese zweite Sendung wurde dann irgendwann, oft in der Nacht, um den halben Erdball gefunkt. Für uns fiel eine doppelte Gage ab bei einmaligem Einrichten im Studio. Streit gab es ein einzigesmal. Ein Bekannter von uns brachte nach einer Sendung eine eigene Aufnahme derselben mit dem Hinweis, der Techniker hätte unsere Pianissimo- oder Forte-Partien einfach ausgeglichen. Wir waren wütend, weil es eines unserer Hauptanliegen war, durch lauter oder leiser spielen den vielen schönen Stücken die beste Interpretation zukommen zu lassen. Wir brachten schnell heraus, dass ein Deutscher als Operator gewirkt hatte. Bei unserem nächsten Auftritt sah sich der Operator vier wütenden Musikanten gegenüber, die ihm mit Schlägen drohten, wenn er noch ein einzigesmal eine unserer Darbietungen mit seinem Unsinn verhunze. Der Unglücksrabe erschrak heftig, besonders als Hitsch Meisser seinen ohnehin schräg auf dem Ohr sitzenden Hut mit dem Zeigefinger noch höher schob und ihm noch eine private Tracht Prügel anbot.

Im folgenden Sommer spielten wir die ersten Stücke für eine Serie «Kristall»-platten und erreichten auf Anhieb (zusammen mit einer andern Kapelle) die höchsten Verkaufsziffern. Herr Dir. Schenker offerierte mir die Mitarbeit

als Experte für volkstümliche Musik. Radio Bern verfügte über eine erstaunlich grosse Sammlung volkstümlicher Musik auf Platten. Der Leiter hatte schon mehrfach Versuche unternommen, Ordnung in das Durcheinander zu bringen, aber nach einem halben Jahr sei das Tohuwabohu wieder so überwältigend gewesen wie vorher. Ich verpflichtete mich, jedes Stück sorgfältig abzuhören und erbat mir dafür die Konsequenz, mit den ungenügenden Platten nach eigenem Gutdünken verfahren zu dürfen. Die Platten zur Unterhaltungsmusik legte ich sorgfältig in einem eigenen Behälter ab. Was aber zur Ländlermusik im engeren Sinne gehören sollte, wurde scharf geprüft. Hatte es grobe Fehler darin? Gehörten die Teile gar nicht zusammen? Waren sie aus verschiedenen Tänzen zusammengestohlen worden? Funkte ein falsches Instrument plötzlich in die Melodie? Passten Titel, Melodie und Autor überhaupt zusammen? Je nach Resultat warf ich die schlechten Platten einfach an die Wand. Nach 2 bis 3 Stunden war ich hundemüde und betrachtete etwas erstaunt das hübsche Häuflein zerbrochener Platten. Zum Glück führte dieses rigorose Vorgehen zum gewünschten Erfolg. Eine weitere Aufgabe war das Abhören anderer Kapellen, bevor diese zu einer ersten Sendung zugelassen wurden. Diese Aufgabe war interessant und ergab manche Bekanntschaft mit meist jüngeren Musikanten. Was mir weniger passte, war die Rücksichtnahme auf die Zuhörer: wir haben in diesem Tal so und so viele Zuhörer und sollten womöglich deren «Talkapelle» berücksichtigen, auch bei bescheidenem Können. Mir kam bei dieser Beschäftigung sehr zu gut, dass meine eigene Sammlung inzwischen das erste halbe Tausend überschritten hatte.

Luzi Bergamin und unsere Kapelle

Im Bündner Männerchor Bern begegnete mir erstmals Luzi Bergamin, dessen Name inzwischen wohl jedem Ländlermusikfan geläufig ist. Er hatte schon als Bub Klarinette gespielt mit seinem Bruder «Krüegli» als Begleiter auf der Handorgel, sowie zweite Klarinette mit dem legendären Päuli Kollegger. Luzi sang gut, dirigierte ausgezeichnet, spielte neben Klarinette Klavier und Bassgeige sowie Trompete. Er wurde von Basel, wo seine musikalische Tätigkeit recht bescheiden war, zum Glück nach Bern zur Oberzolldirektion beordert. Als er von seiner ländlermusikalischen Vergangenheit erzählte, schlug ich ihm vor, einmal zu einer Probe der Studentenländlerkapelle zu kommen und seine Klarinette mitzunehmen. Er spielte mit einer wirklichen Ausnahmebegabung, indem er zu einer vorgespielten Melodie eine zweite Melodie erfand, die zwar musikalisch ein Eigenleben besass, aber die erste Melodie auf das trefflichste heraushob und ergänzte. Diese Fähigkeit entwikkelte sich rasch zur eigentlichen Virtuosität, als er bei uns Gelegenheit bekam, sie anzuwenden, zu üben, zu verfeinern. So unwahrscheinlich es klingen mag: Luzi spielte eine zweite Stimme zu einem Stück, das er vordem unmöglich gehört haben konnte (z. B. wenn ich es mir am Tage vorher hatte einfallen lassen), und war eine nicht nur passende, sondern ausgezeichnet klingende zweite Stimme. An einem Ballanlass habe ich mir einmal den Scherz geleistet, ein neues Stück vorzuspielen, das meinen drei Begleitern unbekannt war. Es klappte sehr gut, aber heute noch erinnere ich mich des etwas hohlen Gefühls, das ich dabei hatte. Ich wiederholte dieses Wagnis nie mehr. Luzi liess sich von einem guten Stück anzünden wie Zunder – und begann bald damit, eigene Stükke zu erfinden. Mit den Jahren kletterte die Zahl derselben auf über 400, von denen eine ganze Reihe auf Grammoplatten überspielt worden ist.

Nun war die grosse Zeit unserer Bündnermusik angebrochen. In meinen Notenbüchlein traf ich immer wieder auf die Namen von Waser, Metzger, Kollegger, Brüesch, Fischer, Sturi, Flütsch und anderen. Als Albert Kuoni die Universität und Stadt Bern verlassen hatte, rückte Luzi Bergamin einfach nach. Die Traumbesetzung für Bündnermusik ergibt mit 2 Klarinetten, 2 Schwyzerörgeli und Bass ein Quintett, wir spielten nur als Quartett, d. h. nur

mit einem Schwyzerörgelispieler. Langsam gespielt, mit deutlich abwechselnden Tonstärken und sorgfältig gestimmten Klarinetten, diese womöglich mit harten Blättern bestückt, klingen die typischen Weisen aus dem Land der 150 Täler wirklich wunderschön und fahren den Tanzenden in die Beine. Mit Bergamin spielten wir im Radio oft Bündnerstücke. Von den 4 Musikanten kam einer von Davos, einer von der Lenzerheide und einer von Chur, nur der Bassgeiger war ein Berner. Dazu ein unwahrscheinlicher Zufall: weil Bartli Hasler (Chur/Richterswil) kurzfristig einen 2. Klarinettisten brauchte für Grammoaufnahmen, der gar nicht besonders gut spielen, aber gut Notenlesen können musste, liess ich mich vor wenigen Jahren nochmals aufbieten in eine gemischt innerschweizerisch-bündnerische Ländlerformation. Auf der Heimfahrt meinte ein Mitläufer, der alle Stücke von Bartli Hasler zweistimmig notiert hatte, in einer Diskussion über Bündnerstücke und Innerschweizer Musik: «Wenn nicht vor vielen Jahrzehnten die Studentenkapelle Bern «ewig» in ihrer Art im Radio Bern gespielt hätte, würde heute niemand von einem Bündnerstil sprechen.» Mich ritt der Teufel und ich fragte so nebenbei, ob er einen von dieser Kapelle gekannt habe, und bekam zur Antwort, die Leute nicht, aber die Musik. Als ich ihm genauere Auskunft gab, freute er sich über den unerwarteten Zufall, blieb aber bei seiner Meinung. Seine Auskunft war übrigens falsch, weil unsere mehrfach erwähnten «alten» Ländlermusiker diesen Stil geschaffen und gepflegt haben. Unser Verdienst bestand darin, dass wir die schönen Stücke aus Graubünden einem breiten Publikum freundlich vorgeführt haben und dazu in der Besetzung, die fast genau dem heutigen Ideal entsprach, in den dreissiger Jahren aber selten war.

Zurück zu Luzi Bergamin. Er stammte aus Obervaz-Lenzerheide und hatte seine ungewöhnliche Musikalität nicht gestohlen. Sein Vater betreute ein landwirtschaftliches Heimwesen – und die Dorfmusik während 45 Jahren als Dirigent. Der Sohn trat schon als Dreizehnjähriger in diese Dorfmusik ein und zwar als Trompeter. Die Ländlermusik stellte ihm sein Klarinettenlehrer am Konservatorium Basel ab, hatte aber nichts gegen das Mitspielen in der Stadtmusik Basel. Im Militär leitete er jeweils die Militärspiele und als Krönung seiner diesbezüglichen Laufbahn das Spiel des Generals. Bei meinem Wegzug aus Bern übernahm er meine Aufgabe als Experte für Volksmusik bei Radio Bern. Er wusste diese Aufgabe bestens auszuweiten, indem er die Beurteilung von Chören und Blaskapellen ebenfalls übernehmen konnte. Einige Jahre später wurde er für diese Tätigkeit mit dem Radiopreis geehrt, was leider zu seinem Austritt aus der inzwischen umbenannten Studentenländlerkapelle führte. Er vergass, diesen Radiopreis mit seinen Mitspielern zu feiern, was ihm sehr übel vermerkt wurde.

Ein Klarinettist ohne seine eigene Kapelle

Das Studium der Medizin war ebenso anstrengend wie interessant. Die Klarinette bot einen ausgezeichneten Ausgleich, da ich täglich klassische Musik übte und daneben Ländlermusik spielte. In den Ferien, die ich jeweils bei den Eltern in Chur verbringen konnte, verriet ich allerdings vom simpeln Teil meines Musizierens kein Wort, übte dafür Klassik wie stets. In Chur fand ich mit der Zeit mehrere gute Begleiter, spielte aber begreiflicherweise dort nie öffentlich, auch nicht auf den Maiensässen trotz mehrfachen Anfragen. In guter Erinnerung blieb mir Joggi Peer aus Sent, etwas älter als ich und zehnmal stärker. Er verfügte über Pratzen wie ein Bär, und seine Finger schienen kaum Platz zu haben auf den Knöpfen seiner Handorgel, aber er spielte gut. Mein erster Mitspieler, der das Mittelmass weit übertraf, war Jonny Juon. Wir spielten oft zusammen und er erwies sich als flinker, stets fröhlich aufgelegter Kamerad. Später musizierte ich meistens mit Beny Niggli, der auf der Kantonalbank angestellt war und deshalb zu den Bänkelsängern gehörte. Er fuhr wie wild Motorrad ud wartete je nach Verabredung in

der nähe unserer Wohnung, wo ich nachmittags die Klarinette versteckt hatte. Ich hängte die schwere Orgel um und musste in den Kurven sehr acht geben, dass ich nicht samt meiner Last das Gleichgewicht verlor. Wir hielten es genau wie in Bern: wo uns ein Gasthof gefiel, packten wir unsere Instrumente aus und spielten los. Meistens war schon nach kurzer Zeit ein zahlreiches und erfreutes Publikum da, aber nur Männer. In der Gunst unserer Zuhörer überwog deutlich die Freude an schönen Bündnerstücken, nicht an schnellen und komplizierten Innerschweizertänzen. In besonders guter Erinnerung blieb mir eine Vollmondnacht im Hochsommer mit ihrem Glanz. Wir hatten bis gegen elf Uhr in Reichenau gespielt, als Beny den Vorschlag machte, nach Scardanal zu fahren. Bei Bonaduz umfing uns schon ein herrlicher Heuduft, und nach einigen scharfen Kurven hielt Beny neben dem grossen Brunnen. Kein Ton und kein Licht. Wir setzten uns auf den Brunnenrand und begannen, den Mond anzuspielen. Das erste Stück war noch nicht zu Ende, begannen schon Lichter aufzuleuchten, zuerst in der Wirtschaft. Wir zügelten dorthin, und nach kurzer Zeit hatten die Heuer und Heuerinnen eine fröhliche Tanzerei inszeniert und niemand dachte an die strenge Arbeit des vergangenen und des kommenden Tages. Deshalb spielten wir nur bis 2 Uhr und wurden mit viel Dank für die Störung auf den Heimweg entlassen.

In etwas frostiger Erinnerung blieb mir eine Tanznacht am Stefanstag in Fürstenaubrugg. Wir spielten zu dritt, der Bassgeiger Cuori Munggert hatte sein Instrument auf das Autodach gebunden. Zu meiner grössten Freude erlebte ich dabei erstmals die Tätigkeit eines routinierten Tanzmeisters. Er hatte ein richtiges, ganz kleines Tanzmeistergeiglein bei sich und sorgte für Ordnung. Unser Abenteuer begann erst nach dem Ball, einiges nach 4 Uhr. Wir hatten etwas Mühe, bei 20 Grad unter Null das Auto in Fahrt zu bringen und staunten nicht schlecht, als dieses nach wenigen Kilometern Fahrt zu rauchen begann wie eine Dampflokomotive. Stop in der klirrenden Kälte. Der eingefrorene und dann wieder aufgetaute Kühlertank war leer! Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen Hut mit Schnee zu füllen. Abwechselnd hatte einer der Musikanten das Vergnügen, auf die Motorhaube zu liegen und während der Weiterfahrerei langsam und regelmässig Schnee in den Kühler zu schieben. Wegen der Gefahr, in der sich der «Enteiser» befand, musste so langsam gefahren werden, dass wir erst gegen 7 Uhr nach Chur kamen. Durchkältet wie ein Eiszapfen kroch ich ins Bett und ganz kurz später streckte Mama den Kopf durch die Türe und verkündete Tagwache.

Inzwischen hatte ich von Dr. Brunies in Cinuskel eine Einladung bekommen, bei ihm die Stücke, die er noch von Fränzli Waser auswendig wusste, in Noten zu setzen. Grosszügig hatte er noch drei Musikanten als Begleiter aufgeboten. Es war nicht ganz einfach, die Melodien sofort aufs Papier zu bringen, weil Dr. Brunies sehr grosszügig mit der Zahl der Takte umging, und seine Begleiter dies einfach mitmachten, weil sie daran gewöhnt waren. Bald waren trotzdem 3 oder 4 Tänze notiert, da läutete das Telefon: im Scarltal sei ein Adler gesichtet worden. Mein Gastgeber sah nichts dabei, so schnell wie möglich mit Feldstecher und Rucksack zu verschwinden. Die drei Begleiter waren anderer Ansicht und ich auch. Auf meinen Vorschlag, einfach mit mir weiterzuspielen, gingen sie nur zögernd ein, weil sie nicht wissen konnten, dass der Notenschreiber eine Klarinette bei sich hatte. Die Begleiter aus Brail erwiesen sich als recht gut und präzis und zeigten eine Mordsfreude, wenn ich zwischenhinein einen schnellen, kompliziert zu begleitenden Innerschweizer Schottisch spielte, wie sie ihn vom Radio her kannten, aber selbst nie Gelegenheit gehabt hatten, einen solchen begleiten zu können. Bald waren die ersten Kinder in der Court, dann die Jugendlichen und dann die Erwachsenen. Etwas zögernd begann eine Tanzerei in Court und vor dem Haus, die aber bald freier und ausgelassener wurde. Wir bekamen manchen Dank an die Adresse des Adlers in Scarl zu hören, und es war finstere Nacht, bis wir uns vom halben Dorf verabschiedeten und Hitsch Lyss von der Fahrhalterei in

Akademisches Sommernachtsfest auf dem Gurten, Bern, 22. Juni 1935.

Chur uns per Motorrad wieder nach Chur zurückbrachte.

Einmal wollte ich mit Freunden Luzi Brüesch besuchen. Als wir an der Araschgerstrasse am Restaurant «zur Mühle» vorbeifuhren, ertönte daraus Ländlermusik. Ein Abstecher konnte nicht schaden und wir fanden im Tanzsaal neben vielen Leuten ein gutes Ländlertrio, dessen Klarinettist ein wirklich alter Mann war, der recht gut spielte, aber sichtlich sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Ich schlug den Musikanten vor, den Klarinettisten etwas abzulösen. Das schien ihnen recht zu sein und meinen Freunden auch. So spielte ich auf dem Geigenbänkli mit, zuerst einfache Tänze. Schon nach dem ersten sah ich, dass der alte Klarinettspieler vor uns beide Arme auf dem Tisch verschränkt hatte und schlief, trotzdem ich ihm fast ins Ohr posaunte. Ich spielte immer schwierigere Stücke und stellte mit Vergnügen fest, dass meine beiden Begleiter mühelos mitkamen. Einmal mehr konnte ich feststellen, dass auch in der Nähe der Hauptstadt ein einfaches Bündnerstückli kräftiger beklatscht wurde als ein virtuoser Ländler aus dem Unterland. Nach etwa 2 Stunden Spielens meinte der Handörgeler so beiläufig, was schaffsch du? Ich antwortete, dass ich noch zur Schule ginge. 2 oder 3 Tänze später meinte er, du bisch doch z'alt zum int Schual go? Auf meine Antwort, dass ich studiere, folgte eine lange Pause. Dann brummte mein Partner: «Schad, dass Du kai Brotletarier (sic!) bisch, mit diar hätten miar z'ganz Johr Arbat.» Auf alle Fälle wurde aus dem Besuch bei Luzi Brüesch nichts.

Schweizer Ländlermusik im Ausland

Das Sommersemester 1936 verbrachte ich an der Universität Rostock. Diese wies ein paar ausgezeichnete Professoren auf und die Studentenmark war ausserordentlich billig. Mei-

ne Klarinette liess ich zu Hause und nahm bloss eine sehr hübsche, himmelblaue Bambusflöte mit, die meine spätere Frau für mich gebaut hatte. Ich wohnte sehr nett bei einem richtigen Baron. Wahrscheinlich im Hinblick auf den Steuersekretär nahm die Baronin zwei Studenten als Mieter auf und der Ehemann handelte mit Champagner, wobei er sicher *einen* guten Kunden immer hatte. Daneben war er ein leidenschaftlicher Radiobastler, der mit seinen Apparaten und Zusatzapparaten ein halbes Zimmer beanspruchte. Es ergab sich schnell, dass der andere Student ein guter Schalmeienbläser war und dass unsere Instrumente tadellos zusammenpassten. So setzten wir uns nicht zu selten in einem «Krug» immer in den gleichen Winkel und spielten zum eigenen Spass. Zum Glück schienen die Gäste Freude daran zu haben, trotzdem es heisst: stur wie ein Mecklenburger. Einmal entstand dabei ein grosses Aufsehen; ein stockbetrunkener Mann stolperte herein und verkündete an jedem Tisch lauthals: wir wollen unseren Grossherzog wieder haben. (Damals war das tausendjährige Reich noch 995 Jahre zu jung!) Als er diesen provokativen Wunsch auch an unserem Tisch äusserte, stach mich der Haber und ich fragte, warum denn? Da drehte sich plötzlich das ganze Publikum gegen unseren Tisch und spitzte die Ohren. Der Betrunkene fand kein Wort mehr, schaute hilflos in die vielen fragenden Gesichter und meinte nach einer Zeit völliger Stille: «Das Theater war damals viel besser.» Ich lachte aus vollem Halse, während sich die Zuhörer wieder ihren Gläsern zuwandten und etwas bedeppt die Neutralen spielten. An diesem Abend war es recht kühl geworden und zu meinem grössten Leid bekam mein heissgeliebtes Instrument einen langen Sprung auf der einen Seite und erwies sich als unspielbar. Da kam mir ein rettender Gedanke: ich schnitt aus den vielen Kupferdrähten vom Radio des Barons ein mir passendes Stück heraus. Dies hatte zwei Vorteile: erstens konnte ich den Sprung in meinem Instrument wieder schliessen und zweitens war der Herr Baron nüchtern, so lange bis er das «Leck» in seiner Apparatur gefunden und behoben hatte. Besagter Kupferdraht ziert heute noch meine Bambusflöte.

Den Höhepunkt an Bewunderung und Begeisterung erlebte meine Klarinette in Schottland. Mein Bassgeiger Nencky war Rover und wollte mich mitnehmen als Klarinettist an das dritte World Rover Moot in Monzie Castle. Er versprach, einen andern Rover als Bassgeiger einzufuxen und selbst in den verbleibenden Wochen Schwyzerörgeli spielen zu lernen. Die Reise sollte im Sommer 1939 stattfinden, kurz nach dem Staatsexamen und mein Vater machte als Historiker nur die Auflage: bis zum 1. August musst Du zurück sein, nachher gibt es Krieg. Anfangs Juli fuhren wir los, und die lange Eisenbahnfahrt und Schiffsreise gab uns genügend Zeit, den neugebackenen Bassgeiger in die Zange zu nehmen. Auf einem Gepäckschalter im Viktoriabahnhof London richteten wir ein «Giigerbänkli» ein und spielten für die vielen anwesenden Englandschweizer Ländlermusik. Trotz dem Lärm tönte es in der riesigen Halle gar nicht schlecht. Bloss das Tikken der irischen Bombe, die in unserem Gepäckschalter noch wenige Stunden Zeit brauchte bis zur Explosion, hörten wir nicht. Bald klopfte mir ein langer Bobby auf die Schulter und vermeldete, unsere Musik gefalle ihm prima, aber wir sollten trotzdem aufhören, weil wegen des Bahnsteigs voll tanzender Schweizer kein Mensch mehr passieren könne. Auf unserer Rückreise aus Schottland bewunderten wir dann die Wucht der Explosion, die ein mächtiges Loch aufgerissen hatte, wo vorher besagter Gepäckschalter gestanden hatte.

Schottland empfing uns mit Regen und Kälte. Wir übten für das abendliche Lagerfeuer ein gutes Programm. Als wir dies vorspielten, wurden wir mit Beifall überschüttet. Wenn andere Gruppen eine Produktion brachten, schrieen sofort danach die vielen Rover: Switzerland, Switzerland, und wir spielten wieder ein oder zwei «Cherli». Von da weg wurden wir in unserem Zelt richtig belagert. Die Tagwache wurde von einem herumziehenden Dudelsackpfeifer im Schottenrock geblasen und sein Umgang punkt 7 Uhr mit einem Kanonenschuss begleitet. Aber schon deutlich vorher war unser Zelt

umlagert, wir möchten doch vor dem Frühstück ein kleines Konzert geben. Dann regnete es neben dem schottischen Dauerregen noch Einladungen: zu einer persönlichen Vorstellung beim Lord XY, dem Stellvertreter von Lord Baden-Powell, für Radiosendungen einmal PTT Paris und zweimal BBC-London, jeweils ein ganzes Programm unter miesen Aufnahmebedingungen in einem Zelt, und viele andere. Den Höhepunkt des Lagerlebens stellte die Einladung des Herrn von Monzie-Castle dar, welcher für die Rover einen Ochsen am Spiess braten liess. Für seine Nachbarn und Freunde sollte ein Fest steigen im Schloss. Zwei Bogenstrassen führten zum Schloss, an Tor und Treppen standen livrierte Diener, deren Aufgabe es war, interessiert ins Nichts zu schauen. Im ersten Stock war ein grosses Gedränge von Eleganzen und Herren in Schwarz oder im Schottenrock, Rover hatte es keine. Es wurde Konversation geübt und war mehr als langweilig. Als wir so eine halbe Stunde am Weissweinglas genippt hatten und von einem Fuss auf den andern getreten waren, riss unser Geduldsfaden, wir holten unsere Instrumente und spielten einen kurzweiligen Marsch. Zu unserem grössten Erstaunen zündete unsere Schweizermusik den schottischen Hochadel wie eine Rakete an. Nach dem halben Stück waren die Leute wie verzaubert. Es wurde gejohlt, geschrieen, gelacht und getanzt und nach jedem Stück ertönte lautes Klatschen. Wir sahen in die fröhlichste Ballstimmung, die blieb, bis das Fest ausgefestet war und wir aus dem feudalen Schloss wieder unseren Zelten zustrebten.

Im Lager ging ein grosses Raunen an im Hinblick auf den Abschied aus Schottland, das wir inzwischen recht lieb gewonnen hatten. Diese Abschiedsvorstellung spielte sich im Maryfieldstadion, einem riesigen Fussballplatz in Edinburgh, ab. Unser Auftritt war recht geschickt plaziert in der Mitte des Programms zwischen turnerischen Produktionen. Unser Handörgeli trug der Spieler in einem hübschen, geflochtenen «Hebammenköfferchen» voraus, gefolgt vom Bassgeiger und Klarinettisten mit geschultertem Instrument. Es gab ein ordentliches Stück zu marschieren, bis wir die Mitte des Stadions erreicht hatten, und uns dem Publikum von 16 000 Leuten zuwenden konnten. Wir spielten zwei Stücke mit mächtigem Applaus, der beim ersten Tänzli erst aufhörte, als wir das zweite Stück zu spielen begannen. Beim dritten Stück jodelte unser Leon Nencky lauthals über sein Schwyzerörgeli hinaus und brachte die Zuschauerkulisse völlig aus dem Häuschen. Wir marschierten wieder ab und tosender Beifall begleitete uns, bis wir vom Platz weg waren und um die Tribünengebäude verschwunden. Ich reinigte genau meine Klarinette, die Bassgeige wurde verpackt und dann wollten wir uns die Vorführungen der andern Rover anschauen. Wie wir ins Freie traten, tönte uns ein Mordskrach entgegen mit Johlen, Klatschen und Pfeifen. Auf eine Frage an den Nächststehenden erklärte derselbe, die «Swiss Landlerband» hätte ihre Musik gespielt, der Beifall gelte noch denen und es sei wirklich schade, dass wir dies verpasst hätten.

Ländlermusik und Militärdienst

Wie üblich begann meine bescheidene militärische Laufbahn mit der Rekrutenschule. Dass sich dort bald ein guter Örgeler fand, habe ich schon erwähnt. Wir beide meldeten uns freiwillig auf Wache während des grossen Urlaubes. So hatten wir 2½ ruhige Tage zum Üben und unbeschwerten Spielen und dazu am nachfolgenden Wochenende dienstfrei. In die Wiederholungskurse rückte ich als Korporal der Sanität ein und hatte meistens bis zum dritten Tag eine Kapelle beisammen. Diese spielte oft keine grosse Rolle, mit einer Ausnahme. Wegen einer studienbedingten WK-Verschiebung, die ich mit der Berner Oberländer Trainkolonne VII nachholen musste, kam ich nach Château-d'Oex. Schon nach wenigen Tagen waren routinierte Begleiter aufgetrieben. An einem herrlichen Sonnentag stand ein Trainingsmarsch ins Gebirge auf dem Tagesbefehl, der sich zu einem richtigen Fest mauserte. Wir spielten in der Mittagspause, Jodeln, Singen und Jauchzen folgten nach und bald danach

ein echtes Schwingen. Der Soldat, der als Sieger hervorging, trat dann leicht verlegen zu einem Trainleutnant mit der Frage, ob er mit ihm einen Gang machen dürfe. Mir wurde zugeraunt, der Leutnant sei ein «ganz Böser». Dieser erhob sich schmunzelnd, ohne auch nur einen Knopf seiner Uniform zu öffnen. Die Beiden packten sich an. Nur an den rot anlaufenden Köpfen wurde die Investition an Körperkraft sichtbar. Kein Fuss wurde verschoben, aber allmählich begann der Soldat, wie von Zauberhand gehoben, den Boden zu verlassen. Er zappelte zwar wie ein Fisch über dem Kopf des Leutnants, der ihn ganz sorgfältig quer vor seine Füsse wieder abstellte unter dem Beifall der ganzen Kolonne. Dieser half ihm Aufstehen und wischte ihm die gar nicht vorhandene Sägemehlgarnitur vom Rücken. Damals entstand mein Tänzlein «Erinnerung an Wachtmeister Knutti», der aus dem Diemtigtal stammte und mit dem ich mich besonders angefreundet hatte.

Am 14. August 1939 brachte mich ein Marschbefehl in die San Of Schule nach Basel. Wegen des ausgebrochenen Weltkrieges wurde diese bald aufgehoben und die jungen Ärzte in die eingerückte Armee verteilt. Mein Ziel war die Motor-Kanonen-Batterie 80 in Davos. Schon nach zwei oder drei Tagen hatte ich eine recht gute Kapelle zusammengebracht, die fleissig aufspielte. Dies passte unserem Hauptmann Flubacher ausgezeichnet. Er beauftragte einen aus dem berühmten Davoser -ni-Sturm, für meine Klarinette eine passende Kiste zu schreinern, diese feldgrün anzustreichen und dem Korpsmaterial einzuverleiben. Die Batterie fuhr bald ins Unterengadin. Dort herrschte ein recht strenger Dienstbetrieb – mit einer Ausnahme: Am Ende des Hauptverlesens verkündete der Feldweibel jeden Tag: heute spielt unsere Kapelle in der Wirtschaft «Sowieso». Diese war dann bis auf den letzten Platz besetzt, der Krieg dauerte ja noch nicht lange, und die Soldaten sangen viel zu unserem Spielen. Nach dem abendlichen Einrücken hatten die Musikanten noch eine halbe Stunde Schonfrist, die meistens mit dem Nachtessen ausgefüllt wurde, das uns der Wirt jeweils aufstellte. Nach drei Wochen wurde die Of Schule in Basel fortgesetzt. Während des ganzen langen Aktivdienstes gehörte meine wunderschöne Wurlitzer-Klarinette nie mehr zum Korpsmaterial!

Für die 1. Augustfeier 1940 wurde die Brigade 12 nach Arosa beordert. Dort traf ich Hitsch Hartmann, der die Ländlerei als Beruf betrieb und ein entsprechend grossartiger Begleiter war. Wir setzten uns ins Gras und spielten zum eigenen Vergnügen, was nicht verhinderte, dass wir bald einen dankbaren soldatischen Hörerkreis um uns sahen. Darunter befand sich ein flüchtiger Bekannter von der Uni Bern, der anfragte, ob er Tonaufnahmen machen dürfe, was uns beiden Musikanten egal war. Es stellte sich heraus, dass der «Aufnehmer» zum Armeefilmdienst gehörte. Viele Wochen später hörte ich in einer Wochenschau im Kino meine eigene Musik wieder, als eine Reportage über die Erstaugustfeier in Arosa gezeigt wurde. Hitsch Hartmann und ich waren beide Mitglieder der «Mechanlizenz», deren Arm aber anscheinend nicht lang genug war, um bis in die Armee zu reichen.

In einem späteren Dienst bevölkerte unsere Kompanie wieder einmal Susch im Unterengadin, zusammen mit andern Einheiten. Wir hatten längere Zeit nicht mehr gespielt, und so war der Saal bummsvoll. Immer von neuem wurden Tische und Stühle hereingetragen und alle sassen so eng, dass niemand hätte aufstehen können. Da ging die Tür auf und herein kam der Herr Oberst in vollem Ornat, die goldgeschmückte Mütze auf dem Kopf. Er stand einenAugenblick da, hereinkommen konnte er nicht wegen Platzmangels. Wir spielten unser Stück weiter und niemand stand auf, weil es unmöglich war. Dies entlockte dem hohen Herrn eine ärgerliche Bemerkung, und er zog sich wieder zurück, während die Schelte von Tisch zu Tisch weitererzählt wurde. Wir hatten vielleicht wieder eine halbe Stunde gespielt, da ging die Tür wieder auf und es erschien darin die Oberstenmütze. Die Soldaten schossen auf, Tische und Stühle fielen um, Gläser kamen zu Bruch und Getränke rannen über die Tische, die Kleider und den Boden. Dann ging eine

reichhaltige Flucherei los: die Postordonnanz hatte sich die Oberstenkappe über den Schädel gestülpt und so den ganzen Radau inszeniert. Zu seinem Heil verzog der Pöstler sich sehr rasch wieder, um seine entliehene Kappe wieder loszuwerden und um die Prügel zu vermeiden, die ihm in reichem Mass angeboten wurden.

Der Krieg hatte schon viel zu lange gedauert. Unsere Kompanie war im Sprecherhaus in Davos einquartiert und Hptm. J. Meier vom «Meierhof» in Davos fragte, ob ich auch das Gefühl hätte, die Stimmung in der Kp lasse zu wünschen übrig. Wir beschlossen, einen Soldatenball zu veranstalten. Der Fourier besorgte Bratwürste aus St. Gallen zum Festessen, der kompanieeigene Pintenwirt aus Poschiavo sorgte für einen ausgezeichneten Veltliner zu einem Spottpreis. Glückliche Umstände hatten mir einen zweiten Klarinettisten aus dem Münstertal eingebracht, und Hitsch Hartmann war mit von der Partie, sodass sich unsere Kapelle wirklich hören lassen konnte. Damen waren keine eingeladen, aber die Soldaten tanzten miteinander. Bald herrschte eine zunehmend fröhliche Stimmung, die sich für längere Zeit auch im militärischen Alltag bewährte.

Während des Aktivdienstes wurde ich zweimal gebeten, für eine Hochzeit die Tanzmusik zu übernehmen. Die erste fand in Davos statt. Mit dem Fourier verband mich eine besondere Freundschaft und sein Bruder wollte in den Ehestand treten. In Davos war es natürlich leicht, eine gute Begleitung zusammen zu bringen. Dies war schon merklich schwieriger in Bondo, wo den zukünftigen Eheleuten der Saal des Salisschlosses zur Verfügung gestellt worden war. Die Bergeller wiesen sich als ebenso gute und eifrige wie ausdauernde Tänzer aus, sodass uns die «Arbeit» die ganze Nacht nicht ausging. Anderntags wurden mir zwei Kilo herrlichen Bienenhonigs überreicht. Vorher hatte ich nicht einmal gewusst, dass die Bergellerbienen sich von reifen Kastanien so animieren lassen, dass sie sich im späten Herbst zu einer dritten Honigernte entschliessen.

Zum Abschluss seien die letzten paar Zeilen eines ellenlangen Kuhreihens angeführt, die da heissen:

Drum will ich jetzt schweigen,
das Singen und Geigen
das Jauchzen und Johlen
Das Lachen und Gohlen
ist auch nichts Neus.

Grischuna

FLEISCH-SPEZIALITÄTEN * AUS GRAUBÜNDEN *